

Péter Maitz

Sprachwandel und sprachliche Komplexität

1 Paradigmen in der Sprachgeschichtsforschung?

Die Sprachgeschichtsforschung von heute ist von einer ausgeprägten Grundlageninstabilität gekennzeichnet. Zwischen den theoretischen und methodologischen Grundlagen – und somit natürlich auch zwischen den Forschungsgegenständen und Ergebnissen – der zahlreichen unterschiedlichen Forschungsrichtungen bestehen nicht selten bis zur Inkommensurabilität reichende Divergenzen: Mit den Forschungsergebnissen eines Vertreters der diachronen Sprachtypologie kann etwa, um nur ein einziges Beispiel zu nennen, ein diskursanalytisch arbeitender Sprachhistoriker genauso wenig anfangen, wie es auch umgekehrt der Fall ist.

Erstens herrscht innerhalb der historischen Sprachwissenschaft¹ – genauso wie innerhalb der Linguistik generell – nicht einmal darüber Einigkeit, was überhaupt Sprache sei: eine Menge von Äußerungen, ein in sich geschlossenes System von Regeln und Elementen oder gar ein mentales Organ. Zweitens bedienen sich oft sogar die Vertreter ein und derselben sprachhistorischen Schule unterschiedlicher Forschungsmethodologien: Beispielsweise wird Sprachgeschichte als Diskursgeschichte sowohl mit qualitativen als auch mit quantitativen Methoden betrieben. Und drittens kommt es ebenfalls nicht selten vor, dass sogar die gleichen linguistischen Daten unter den Vertretern der gleichen Forschungsrichtung unterschiedlich gesehen und erklärt werden. So wird etwa die zunehmende Tendenz zur Tilgung des finalen *-t* in der 3. Person Singular von *brauchen* als Modalverb sowohl morphologisch (vgl. etwa Girnth 2000) als auch phonologisch (Maitz / Tronka 2011) erklärt.

Derartige Divergenzen – zusammen mit ihren wissens- und wissenschaftssoziologischen Konsequenzen – gehören heute in der Linguistik im Allgemeinen und der Sprachgeschichtsforschung im Besonderen zu den ‚selbstverständlichen‘ Charakteristiken der Forschungslandschaft. Auffallend werden sie nur

¹ Den Begriff ‚historische Sprachwissenschaft‘ verwende ich synonym zu ‚Sprachgeschichtsforschung‘ im weitestmöglichen Sinne. Ich verstehe darunter diejenige linguistische Forschung, die Sprache als historisch gewachsenes und sich wandelndes Phänomen begreift und sie im Zusammenhang damit – entweder aus historisch-synchroner, diachroner oder synchron-variationslinguistischer Perspektive – auf ihre Geschichte bzw. ihren Wandel hin untersucht, beschreibt und erklärt.

dann, wenn man diese Situation mit den Naturwissenschaften vergleicht. In den naturwissenschaftlichen Disziplinen, in der Physik etwa, herrscht nämlich unter den Forschern weitgehende Einigkeit über die metaphysischen, methodologischen und konzeptuellen Grundlagen sowie die konkreten Problemlösungsstrategien der Forschung. Es ist genau diese Einigkeit über die grundlegenden wissenschaftlichen Ansichten und Forschungsnormen, die diese Disziplinen im Sinne von Kuhn (1976) als reife Disziplinen charakterisieren lässt: Sie teilen ein einziges gemeinsames Forschungsparadigma, das seinerseits von den oben genannten Elementen konstituiert wird.

Demgegenüber deutet die weit reichende Grundlageninstabilität darauf hin, dass die Sprachgeschichtsforschung von heute über kein allein herrschendes Paradigma verfügt. Dies dürfte die eine Erklärung dafür sein, warum man in der metawissenschaftlichen Reflexion – wie auch im Titel der Kasseler Jahrestagung – von verschiedenen Paradigmen in der aktuellen Sprachgeschichtsforschung spricht. In Maitz (2012) habe ich jedoch zu zeigen versucht, dass die Annahme von mehreren koexistierenden Forschungsparadigmen innerhalb der Sprachgeschichtsforschung aus mehreren Gründen problematisch ist.² Überhaupt sprechen gewichtige Argumente dafür, dass sich Kuhns Wissenschaftstheorie auf die Sprachgeschichtsforschung – wie auch für die Linguistik generell – trotz der enormen Vagheit von Kuhns Paradigmen-Begriff (vgl. Masterman 1970) gar nicht anwenden lässt. Das grundsätzliche Problem besteht darin, dass Kuhns Dichotomie zwischen reifen und unreifen Disziplinen viel zu starr ist, so dass sich bei einer genaueren empirisch-philologischen Überprüfung die Sprachgeschichtsforschung weder als reif noch als unreif einordnen lässt. Daher kann der gegenwärtige Zustand der Disziplin nur im Rahmen eines wissenschaftstheoretischen Modells widerspruchsfrei interpretiert werden, das sich – im Gegensatz zu beinahe allen postkuhnianischen Wissenschaftstheorien – auch auf nicht reife Disziplinen anwenden lässt bzw. die Dichotomie zwischen reifen und unreifen Disziplinen aufhebt.

Ein solches Modell hat Eckardt (1995) vorgelegt, in dem sie den Begriff des ‚Paradigmas‘ durch den des ‚Forschungsrahmens‘ ersetzt hat. Autonome Disziplinen teilen nach ihrer Auffassung einen gemeinsamen Forschungsrahmen,

² Es sei denn, man verwendet den Begriff ‚Paradigma‘ nicht im ursprünglichen, Kuhnschen Sinne, sondern präexplikativ, im Sinne von etwa ‚Schule‘ oder ‚Forschungsansatz‘. Bei dieser zweifelsfrei weit verbreiteten, vulgarisierenden Verwendungsweise bleiben jedoch sowohl die definitorischen Merkmale von Paradigmen undefiniert als auch das Verhältnis zwischen Paradigmen bzw. Paradigmenkandidaten verdeckt, sodass man bei dieser Verwendungsweise des Paradigmen-Begriffs einem besseren, genaueren Verständnis der Forschungssituation letztlich kaum näher kommt.

der sich aus vier Komponenten zusammensetzt: (1) der Gesamtheit der Annahmen, die eine vortheorietische Spezifikation des Forschungsgebiets ergeben; (2) der Gesamtheit der vortheorietisch formulierten Grundfragen; (3) der Gesamtheit substantieller Antworten auf diese Grundfragen sowie (4) der Gesamtheit der methodologischen Annahmen.

Eine systematische Analyse zum Profil der aktuellen Sprachgeschichtsforschung im Rahmen des Eckardtschen Modells kann der vorliegende Aufsatz nicht bieten. Im Folgenden werde ich mich auf nur eine der vier genannten Komponenten beschränken: auf die Annahmen, die eine vortheorietische Spezifikation des Forschungsgebiets bieten. Solche Annahmen gibt es auch in der Sprachgeschichtsforschung, so dass man trotz der ausgeprägten Grundlageninstabilität nicht behaupten kann, dass es keine Einheit in der Vielfalt geben würde. Der Fokus wird hier speziell auf eine einzige dieser Annahmen gerichtet sein, an deren Beispiel sich die soziale Determiniertheit linguistischer Erkenntnis bzw. die Rolle von gesellschaftlich-ideologischen Faktoren in der Forschungsdynamik demonstrieren lässt. Es wird zu zeigen sein, wie Forschungsaxiome entstehen, sich unreflektiert verfestigen – und schließlich ändern können.

2 Sprachliche Komplexität: Konstante oder variable Größe?

Die Annahme, dass alle Sprachen der Welt gleich komplex sind, gehört heute – und spätestens seit Mitte des 20. Jahrhunderts – eindeutig zu den grundlegenden Hintergrundannahmen in der Linguistik im Allgemeinen und der historischen Sprachwissenschaft im Besonderen. Diese Annahme, die im jüngeren Forschungsdiskurs auch Äquikomplexitätsaxiom bzw. Äquikomplexitätsdogma genannt wird, besagt, dass die Komplexität von Sprachen invariabel und auch historisch unveränderlich ist. Man könnte lange Listen von Zitaten anführen, in denen diese Behauptung manifest wird. So liest man etwa bei Akmajian et al. (1997, 8):

„Although it is obvious that specific languages differ from each other on the surface, if we look closer we find that human languages are surprisingly similar. For instance, all known languages are at a similar level of complexity and detail – there is no such thing as a primitive language.”

Während in diesem Zitat die *globale* Komplexität von Sprachen, d. h. die Äquikomplexität von allen Sprachsystemen inkl. aller ihrer Teilsysteme angesprochen wird, findet sich das Äquikomplexitätsaxiom in der linguistischen Literatur auch

in seiner ‚abgeschwächten‘ Form, lediglich auf die *grammatische* Komplexität bezogen. So schreibt etwa Crystal (1987, 6):

„All languages have a complex grammar: there may be relative simplicity in one respect (e.g., no word endings), but there seems always to be relative complexity in another.”

Und in ähnlicher Weise stellt auch Hockett (1958, 180 f.) fest:

“[...] impressionistically it would seem that the total grammatical complexity of any language, counting both morphology and syntax, is about the same as that of any other. This is not surprising, since all languages have about equally complex jobs to do, and what is not done morphologically has to be done syntactically.”

Diese Zitate stammen nicht von Sprachgeschichtsforschern. Das Äquikomplexitätsaxiom wird aber durchaus auch innerhalb der historischen Sprachwissenschaft vertreten – selbst wenn natürlich bei der Interpretation von konkreten Sprachwandelprozessen häufig und schon immer von ‚Abbau‘, ‚Ausbau‘ oder ‚Vereinfachung‘ die Rede ist. So liest man etwa in McMahons grundlegender Monographie zum Sprachwandel Folgendes:

„[M]odern languages, attested extinct ones, and even reconstructed ones are all at much the same level of structural complexity or communicative efficiency.” (McMahon 1994, 324)

Und in ähnlicher Weise behauptet Nádasy (2012) im Zusammenhang mit der Frage der Richtung des Sprachwandels:

„Aus der Perspektive des Sprachwissenschaftlers sieht man [...], dass die Sprachen in allen Jahrhunderten genauso viel in die Komplexifizierungsschale der Waage legen wie in die Simplifizierungsschale.“³

Aus unserer Perspektive ist es wichtig zu betonen, dass es sich bei der Behauptung der sprachlichen Äquikomplexität um ein *Axiom* handelt. Das heißt also, dass die hier formulierte Behauptung per definitionem nicht als empirisch bestätigte Wahrheit gelten kann. In der Tat ist es so, dass die faktische Invariabilität von sprachlicher Komplexität von der Linguistik nie nachgewiesen, auch nie zum Gegenstand empirischer Forschung gemacht wurde. Dies dürfte mit der Grund dafür sein, dass in mehreren der oben angeführten Zitate tatsächlich auch abschwächende bzw. relativierende Formulierungen verwendet werden (vgl. „at a *similar level*“, „*seems*“, „*impressionistically it would seem*“), die man u. U. als

3 Im ungarischen Original: „A nyelvész azt látja [...], hogy a mérleg egyszerűsödési serpenyőjébe ugyanannyit tesznek a nyelvek minden évszázadban, mint a bonyolódási serpenyőbe.”

unterschwelligen Ausdruck einer gewissen Skepsis bzw. Vorsicht seitens mancher Forscher deuten könnte.

Bei genauerem Hinsehen könnte man sich wirklich fragen, wie bzw. wieso das Äquikomplexitätsaxiom in der Sprachwissenschaft eine so große Karriere machen konnte. Es gibt nämlich einiges an einschlägigen Beobachtungen, was bereits auf den ersten Blick eindeutig gegen die Äquikomplexitätsthese spricht. So sind etwa Pidgin- und Kreolsprachen bereits seit dem 19. Jahrhundert bekannt und inzwischen auch systematisch erforscht. Es herrscht heute auch weitgehende Einigkeit darüber, dass Pidgin- und Kreolsprachen eine sehr rudimentäre Flexionsmorphologie aufweisen (vgl. Mühlhäusler 2001). Um dies zu kompensieren, müssten sie – im Sinne des Äquikomplexitätsaxioms – über eine überdurchschnittlich hohe syntaktische Komplexität verfügen. Dies ist aber gewiss nicht der Fall. Im Gegenteil: Die Zahl der syntaktischen Kategorien und Regeln ist in Pidgins und Kreols deutlich geringer als in anderen Sprachen. Bestimmte Pidgins haben sogar gar keine festen syntaktischen Regeln, stattdessen ist die Wortstellung strikt diskurspragmatisch determiniert (vgl. ebd.). In ähnlicher Weise könnte man sich aber auch fragen, wie man mit nicht kompensierten Abbauprozessen im Sprachwandel umzugehen hat. Wie wird etwa der Präteritumsschwund im Deutschen kompensiert? Oder die Tilgung des Subjektpronomens in Sätzen wie *Ø hat sich erledigt* oder *Ø ist ja auch blöd*?⁴

Solche und ähnliche Fragen könnte man zahlreiche stellen, so dass man sich letztlich fragen muss, wie sich das Äquikomplexitätsaxiom so lange in der Linguistik halten konnte, ohne jemals empirisch überprüft und mit quantitativen Methoden verifiziert worden zu sein. Kusters (2003, 5) spricht sogar tatsächlich von der „thoughtless repetition of this claim“ in der Sprachwissenschaft. Und es wäre in der Tat nicht leicht, plausible rationale Argumente dafür zu finden, warum alle Sprachen der Welt gleich komplex sein *müssten*. Auch Hocketts oben zitiertes Argument, wonach „all languages have about equally complex jobs to do, and what is not done morphologically has to be done syntactically“, scheint keineswegs selbsterklärend. Gegen beide im Satz enthaltenen Aussagen könnte man begründete Zweifel anbringen. Somit liegt die Vermutung nahe, dass es weniger rationale als vielmehr wissenssoziologische Gründe sind, die dem Äquikomplexitätsaxiom zu einer so großen Karriere verholfen haben.

Es ist bekannt, dass die Sprachwissenschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts noch einen vollkommen anderen, konträren Standpunkt vertrat. Die historisch-vergleichende Sprachwissenschaft des 19. Jahrhunderts etwa, die in den Sprachen vielfach das Spiegelbild der Nationen bzw. den Ausdruck des natio-

⁴ Für weitere offenbare Widersprüche und Gegenbeispiele vgl. Sampson (2009).

nenalen Charakters sah, ging so weit, dass sie aus den unterschiedlichen typologischen Merkmalen bzw. den wie auch immer definierten unterschiedlichen Entwicklungsstufen von Sprachen in direkter Weise auf die Entwicklungsstufe der einzelnen Nationen / Kulturen / Völker gefolgert hatte. So liest man etwa bei Schleicher (1983 [1850], 37) Folgendes:

[Die flektierende Sprachen redenden Nationen stehen] im Vergleich mit dem Reste der Menschheit entschieden auf der höchsten Stufe. (Schleicher 1983 [1850], 37).

Und wenn bestimmte Sprachen und die sie sprechenden Nationen entwickelter sind als andere, so folgt daraus rein logisch, dass andere Sprachen und Nationen weniger entwickelt, auch mehr oder weniger primitiv sein können. Diese Ansicht wurde – und wird von der Öffentlichkeit bisweilen bis heute noch – in der Tat auch explizit vertreten. Während aber diese Sicht- und Argumentationsweise im Zeitalter des Nationalismus noch als legitim gelten und sogar organischer Bestandteil von sprachnationalistischen, darunter auch politischen, Diskursen sein konnte (vgl. Stukenbrock 2005), so ist sie mit den Prinzipien von egalitaristisch und pluralistisch geprägten Gesellschaftsordnungen wie denen unserer Zeit strikt unvereinbar. Trudgill vertritt sogar explizit die Meinung, dass das Äquivalenzaxiom von der modernen Linguistik aus ideologisch-propagandistischen Motiven heraus vertreten wurde u. a. mit dem Zweck, die Öffentlichkeit vom sprachnationalistisch geprägten Konzept der ‚primitiven Sprachen‘ abzubringen:

Of course, there has been something of a tradition for linguists, when addressing non-linguists, to stress that ‚all languages are equally complex‘. But obviously this was a propaganda ploy that was vital for combating the ‚some languages/dialects are primitive/inadequate‘ view that has been widespread in our society. (Trudgill 2011, 16)

Alles in allem kann man sich also des Eindrucks schwer erwehren, dass es weniger rationale Argumente und empirische Nachweise als vielmehr die direkten oder indirekten Einflüsse von politischen – und in diese eingebetteten sprachlichen – Ideologien waren, die das linguistische Denken über die Frage der sprachlichen Komplexität geprägt und beeinflusst haben. Daran sieht man – im Einklang mit der klassischen Auffassung der Wissenssoziologie (Marx, Mannheim, Scheler) – die soziale Determiniertheit wissenschaftlicher – hier: linguistischer – Erkenntnis und somit die nicht zu unterschätzende Rolle, die externe, irrationale (soziologische, sozialpsychologische) Faktoren im wissenschaftlichen Erkenntnisprozess spielen.

3 Sprachwandel und sprachliche Komplexität: Forschungsprobleme und Perspektiven

Erst in unseren Tagen kommt es wieder dazu, dass die Annahme von der Äquikomplexität der Sprachen innerhalb der Sprachwissenschaft wieder ernsthaft in Frage gestellt wird. In den vergangenen etwa zehn Jahren ist vor allem unter Sprachtypologen, Sprachkontakt- und Spracherwerbsforschern sowie am Sprachwandel interessierten Soziolinguisten eine lebhaft diskutierte Frage der sprachlichen Äquikomplexität entstanden. Die Äquikomplexitätsannahme hat im Rahmen dieser Diskussion ihren axiomatischen Status verloren und wurde zu einer empirischen Hypothese umfunktioniert, die es dementsprechend nun empirisch zu überprüfen gilt. Mehr noch: Im Mittelpunkt dieser jüngeren Forschungsdiskussion steht gar nicht mehr die Annahme der Äquikomplexität, sondern umgekehrt die Annahme, dass sprachliche Komplexität eine variable Größe sei. Zum einen seien keineswegs alle Sprachen gleich komplex, wie es in der Sprachwissenschaft lange Zeit angenommen wurde, zum anderen sei sprachliche Komplexität auch vom Sprachwandel betroffen, d. h. historisch veränderlich. Diese radikal veränderte Sichtweise erkennt man an Buchtiteln wie *Language Complexity as an Evolving Variable* (Sampson / Gil / Trudgill 2009) oder *The Growth and Maintenance of Linguistic Complexity* (Dahl 2004).

Was genau zu dieser Wende im linguistischen Denken über sprachliche Komplexität geführt hat, scheint im Augenblick noch eher unklar. Für eine wissenssoziologische Interpretation fehlt wohl im Augenblick auch noch die zeitliche Distanz. Der deutlich erkennbare Auftakt zu einer öffentlichen und systematischen Auseinandersetzung mit der Frage innerhalb der Sprachwissenschaft scheint jedenfalls ein Themenheft der Zeitschrift *Linguistic Typology* (Jg. 5 / 2–3) im Jahre 2001 gewesen zu sein.

Im Fokus der einschlägigen Forschung stehen gegenwärtig vor allem drei Fragen:

1. Was ist überhaupt ‚sprachliche Komplexität‘, wie kann/soll sie definiert werden?
2. Wie lässt sich sprachliche Komplexität messen?
3. Von welchen Faktoren hängt die Komplexität einer Sprache ab? Unter welchen Bedingungen führt der Sprachwandel zur Simplifizierung oder Komplexifizierung einer Sprache?

Die bisher durchgeführten einschlägigen Untersuchungen haben bereits wichtige wissenschaftsgeschichtliche, theoretische, methodologische und empirische Ergebnisse erbracht, darunter auch nicht wenig an empirischer Evidenz für die Unhaltbarkeit der Äquikomplexitätsannahme (vgl. z. B. Kusters 2003, Shosted

2006, Kortmann / Szmrecsanyi 2009). Einen systematischen Überblick über den *state of the art* kann und will dieser Aufsatz nicht liefern. Über aktuellen Stand und Perspektiven der Forschung informiert jüngst Szmrecsanyi/Kortmann (2012). An dieser Stelle soll nur festgehalten werden, dass sich empirisch ausgerichtete Forschungen unter den germanischen Sprachen bislang vor allem auf die Varietäten des Englischen konzentriert haben. Sofern andere germanische Sprachen überhaupt untersucht wurden, so war die Herangehensweise dominanterweise sprachtypologisch geprägt und somit so gut wie immer ausschließlich auf die (geschriebenen) Standardvarietäten ausgerichtet (vgl. z. B. Dammel / Kürschner 2008, Kusters 2003, McWhorter 2004, Wegener 2007).

Die wichtigste Frage, die sich in der Erforschung von sprachlicher Komplexität für die Sprachgeschichtsforschung stellt, ist die nach den möglichen Determinanten von sprachlicher Komplexität sowie deren Wandel. M. a. W. steht hier die Frage im Mittelpunkt, warum, d. h. unter welchen Bedingungen es in einer gegebenen Sprachvarietät (a) zu struktureller Simplifizierung, (b) Komplexifizierung oder (c) Komplexitätsbewahrung kommt. Da diese *warum*-Frage bislang in erster Linie von kontaktlinguistisch bzw. soziolinguistisch-sprachwandeltheoretisch interessierten Forschern gestellt wurde, wird gegenwärtig in erster Linie die Rolle von sprachexternen, im weiteren Sinne gesellschaftlichen Faktoren diskutiert. Die hinter dieser Fragestellung stehende Grundannahme, wonach die strukturelle – und darunter auch grammatische – Komplexität von Sprachen von außersprachlichen Faktoren determiniert wird, könnte freilich in den Augen mancher Linguisten an sich schon als ketzerisch erscheinen vor dem Hintergrund der verbreiteten Auffassung, dass in der Sprache lediglich die Lexik, nicht aber die Grammatik Außersprachliches widerspiegelt.

Unter den potentiellen komplexitätsrelevanten Faktoren wird gegenwärtig vor allem der Einfluss folgender unabhängiger Variablen diskutiert und auch empirisch erforscht: (a) Intensität und Art des Sprachkontakts, (b) Stabilität der Sozialstruktur der Sprachgemeinschaft, (c) Größe der Sprachgemeinschaft, (d) Dichte der sozialen Netzwerke innerhalb der Sprachgemeinschaft sowie (e) die Menge an Informationen, die von den Mitgliedern der Sprachgemeinschaft geteilt wird (vgl. z. B. Kusters 2003, Sinnemäki 2009, Trudgill 2011, Kortmann / Szmrecsanyi 2012). Es versteht sich jedoch von selbst, dass die Frage nach den Determinanten von sprachlicher Komplexität, von Komplexifizierung und Simplifizierung, erst dann gestellt und in angemessener Weise beantwortet werden kann, wenn man in einem ersten Schritt ‚Komplexität‘ bzw. deren Kriterien genau definiert und entsprechende Verfahren zur Messung von Komplexität entwickelt hat.

In der gegenwärtigen Forschungspraxis werden zahlreiche, recht unterschiedliche Komplexitätsbegriffe verwendet. Zum Teil sog. *absolute* Komplexitätsbegriffe, bei denen Komplexität bzw. dessen Kriterien aus der etischen Per-

spektive des Forschers, ohne Rücksicht auf die Sprecher / Hörer, ermittelt und definiert werden (etwa aufgrund der Anzahl grammatischer Kategorien und / oder Regeln in einer Sprache). Zum Teil wird aber auch mit sog. *relativen* Begriffen von ‚Komplexität‘ gearbeitet, bei denen Komplexität aus der emischen Perspektive des Sprechers / Hörers / Lernalters betrachtet und definiert wird (etwa im Sinne von Erwerbskomplexität).⁵ Angesichts der teilweise unterschiedlichen Erkenntnisinteressen und sprachtheoretischen Überzeugungen sowie angesichts der nicht zu unterschätzenden Schwierigkeit, die eine plausible und in jeder Hinsicht befriedigende Definition von ‚sprachlicher Komplexität‘ bereitet, ist diese Diversität der angewandten Komplexitätsbegriffe in der Forschung nicht verwunderlich. Dennoch stellt der Konsens in dieser Frage – vor allem im Interesse der Vergleichbarkeit der Forschungsergebnisse – ein zentrales und dringendes Forschungsdesiderat dar. Um durch Komplexitätsmessungen nicht nur bloße kontextlose Zahlenwerte zu erhalten, sondern diese Werte auch motivieren zu können, sollte dieser zukünftige konsenshaft angewendete Komplexitätsbegriff unbedingt ein relativer, d. h. sprecherbezogener, sein, der sowohl der sozialen Einbettung von Sprachvariation und Sprachwandel als auch den bekannten psycholinguistischen Verläufen von Spracherwerb und Sprachverarbeitung Rechnung trägt.

Eine weitere große Herausforderung für die Forschung stellt die Messung der *globalen* Komplexität von Sprachen dar. Es ist wohl Szmrecsanyi & Kortmann (2012, 8) zuzustimmen, dass die Messung der globalen Komplexität einer Sprache inklusiver aller ihrer Teilsysteme – gegenwärtig zumindest – eine methodologisch kaum zu bewältigende Aufgabe zu sein scheint. Dies dürfte wohl auch mit der Grund dafür sein, dass sich einschlägige empirisch-quantitative Untersuchungen gegenwärtig auf die Erforschung der *lokalen* Komplexität, d. h. der Komplexität einzelner Teilsysteme der Sprache beschränken. Immerhin ist es aber auf diese Weise möglich, durch die Untersuchung des morphologischen und syntaktischen (und ggf. auch phonologischen) Teilsystems die grammatische Komplexität von Sprachen in Griff zu kriegen. Dadurch lässt sich dann auch die – auch am oben angeführten Hockett-Zitat erkennbare – abgeschwächte Form des Äquikomplexitätsaxioms empirisch überprüfen, wonach geringere syntaktische Komplexität durch größere morphologische Komplexität kompensiert wird und umgekehrt.

An diese Aufgabe haben sich bereits mehrere Forscher herangewagt. So z. B. Shosted (2006), der in seiner sprachtypologisch orientierten Analyse die phonologische und flexionsmorphologische Komplexität von zahlreichen, sich sowohl

⁵ Für eine systematische Übersicht zu unterschiedlichen Komplexitätsbegriffen vgl. Szmrecsanyi / Kortmann (2012).

in typologischer als auch in genetischer Hinsicht unterschiedlichen Sprachen untersucht hat. Seine Resultate haben die Annahme der grammatischen Äquikomplexität, d. h. die Hypothese von der negativen Korrelation zwischen der Komplexität grammatischer Teilsysteme nicht bestätigt. Gegen sein Forschungsdesign ließen sich allerdings vor allem zwei Kritikpunkte anführen. Erstens arbeitet er offenbar mit einem weiteren Grammatikbegriff, der nicht nur auf die Morphologie und die Syntax beschränkt ist, sondern auch die Phonologie mit einschließt. Er blendet jedoch in seiner Analyse die syntaktische Komplexität vollständig aus. Und zweitens arbeitet er bei der Komplexitätsmessung nicht mit authentischen Sprachdaten, sondern stützt sich ausschließlich auf Daten aus sprachtypologischen Datenbanken bzw. Beschreibungen, die man aber, wie man inzwischen weiß, aus mehreren Gründen mit äußerster Vorsicht genießen muss.

Einen grundsätzlich anderen Weg haben Kortmann / Szmrecsanyi (2009) mit ihrer soziolinguistisch orientierten Studie zum Englischen eingeschlagen. Im Gegensatz zur bei Sprachtypologen oft beobachtbaren Vorgehensweise war ihr Fokus erstens nicht nur auf (geschriebene) Standardvarietäten gerichtet: Neben Standardvarietäten haben sie auch zahlreiche Nonstandardvarietäten untersucht und bei ihren Messungen somit insgesamt 46 Varietäten des Englischen berücksichtigt. Zweitens haben sie die Komplexitätsmessung aufgrund von Daten ‚aus zweiter Hand‘ auch durch die quantitative Analyse von authentischen Sprachdaten ergänzt.

Jüngst wurde in Maitz / Németh (2014) versucht, dieses Forschungsdesign – wegen seiner Vorteile – auf deutsche Sprachdaten anzuwenden. Damit wurde das erste Mal versucht, die Frage nach der Variabilität von sprachlicher (hier genauer: grammatischer) Komplexität im Kontext des Deutschen empirisch-quantitativ anzugehen. Dabei wurde das Ziel verfolgt, (1) die Rolle des Sprachkontakts auf Variation und Wandel von morphosyntaktischer Komplexität zu ermitteln, (2) dabei – durch die Analyse der linearen Regression – die Korrelation zwischen morphologischer und syntaktischer Komplexität zu bestimmen sowie (3) dies mit dem in Kortmann / Szmrecsanyi (2009) verwendeten Instrumentarium zu tun, damit man zu vergleichbaren Ergebnissen kommt.

Da im Vordergrund der Untersuchung im Sinne der Hypothese von Trudgill (2010 und 2011) die Frage nach dem Einfluss des Sprachkontakts (genauer: der Rolle des erwachsenen Zweitspracherwerbs) auf die morphosyntaktische Komplexität stand, wurden in die Untersuchung vier, von möglichen L2-Effekten in unterschiedlichem Umfang betroffene gesprochene Varietäten des Deutschen mit einbezogen: (1) Zimbrisch, (2) gesprochenes Standarddeutsch sowie (3) *Black Namibian German* und Unserdeutsch (*Rabaul Creole German*) als deutschbasierte Pidgin- bzw. Kreolvarietäten. Für den morphosyntaktischen Vergleich dieser Varietäten wurden drei Teilkorpora mit jeweils 3000 zufällig ausgewählten

Textwörtern zusammengestellt. Bei jeder Varietät setzte sich das aktuelle Teilkorpus aus je drei Teilstichproben mit einem Umfang von 1000 Tokens zusammen, um statistische Unebenheiten auszuräumen. Um eine möglichst maximale Vergleichbarkeit der Daten zu gewährleisten und eventuelle situativ oder textsortenbedingte Komplexitätsunterschiede zu vermeiden, wurde darauf geachtet, dass bei allen untersuchten Varietäten vergleichbare Diskurse analysiert werden. In diesem Fall waren es vorwiegend narrative Diskurse, in denen überwiegend vergangene Ereignisse thematisiert oder Geschichten erzählt werden.

Das Messverfahren, das im Anschluss an Kortmann / Szmrecsanyi (2009) verwendet wurde, ist sehr stark an den seinerzeit von Greenberg (1960) entwickelten Ansatz angelehnt. Die Komplexitätskriterien waren dementsprechend die Folgenden:

1. Synthetizität: das Vorkommen expliziter Markierungen mittels gebundener grammatischer Morpheme;
2. Analytizität: die Frequenz der freien grammatischen Morpheme;
3. Grammatizität: die Summe der Vorkommensdaten für (1) und (2), d. h. die gesamte Menge an grammatischer Substanz;

ergänzt durch ein viertes, gerade auch aus der Spracherwerbsperspektive relevantes Kriterium, das der

4. Irregularität; gemeint ist damit das Vorkommen aller morphologisch irregulären synthetischen Marker, die im Gegensatz zu regulären Formen einen hohen Lernaufwand erfordern und daher besonders – aber keineswegs ausschließlich – beim erwachsenen Zweitspracherwerb häufig übergeneralisiert, d. h. regularisiert werden.

Aufgrund dieser Daten wurde die sog. frequenzbasierte grammatische Komplexität der einzelnen Varietäten errechnet, indem bei jedem Korpusteil Frequenzwerte für (1) alle freien grammatischen Morpheme (Analytizität), (2) für alle gebundenen grammatischen Morpheme (Synthetizität), (3) für die Summe aller freien und gebundenen grammatischen Morpheme (Grammatizität) und (4) für alle irregulären morphologischen Marker (Transparenz) berechnet wurden. Die statistische Signifikanz der Unterschiede zwischen den Mittelwerten für die einzelnen Varietäten wurde mittels einfachem ANOVA geprüft.

Es ist hier weder möglich, noch notwendig, alle Ergebnisse der Analysen im Einzelnen vorzustellen und zu diskutieren. Was uns von den Resultaten an dieser Stelle interessiert, ist die Frage nach der Korrelation zwischen Synthetizität und Analytizität in den untersuchten Varietäten, die Frage also, ob ein höherer Grad an Synthetizität durch höhere Analytizitätswerte kompensiert wird oder umgekehrt.

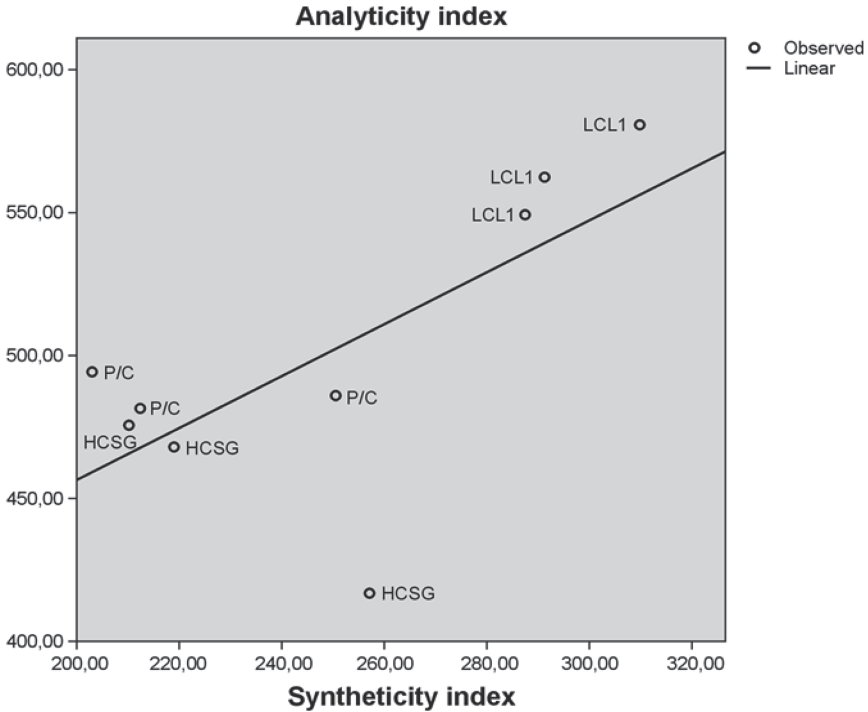


Abb. 1: Die Korrelation zwischen Synthetizität und Analytizität in unterschiedlichen Varietäten des Deutschen (nach Maitz / Németh 2014, 16)

Wie die Analyse der linearen Regression ergeben hat (vgl. Abb. 1), liegt bei allen Varietäten (HCSG = gesprochenes Standarddeutsch, LCL1 = Zimbrisch, P / C = Black Namibian German / Unserdeutsch) eine positive Korrelation zwischen Synthetizität und Analytizität vor. Je größer also das Vorkommen overter synthetischer morphologischer Marker ist, desto höher liegt auch die Vorkommensfrequenz von analytischen Morphemstrukturen ($R= 0,690$, $R^2= 0,476$; ANOVA: $df= 1$, $F= 6,362$, $p= 0,04$). Dieses Ergebnis spricht – in vollem Einklang mit den einschlägigen Resultaten von Kortmann / Szmrecsanyi (2009) zu den Varietäten des Englischen – gegen die Plausibilität der Annahme eines Ausgleichs zwischen Synthetizität und Analytizität, d. h. gegen die Annahme einer grammatischen Äquikomplexität.

4 Zusammenfassung und Ausblick

Zum Schluss kann an dieser Stelle festgehalten werden, dass die Geschichte des linguistischen – und dabei auch sprachhistorischen – Denkens über sprachliche Komplexität wichtige wissenssoziologische Grundannahmen in überzeugender Weise zu bestätigen vermag. Durch die oben angestellten Überlegungen, Daten und Argumente konnte nämlich – hoffentlich – gezeigt werden,

- a. dass einschlägige Forschungspositionen in allen wissenschaftsgeschichtlichen Perioden in politische Ideologien, d. h. in zeit- und kulturspezifische soziale Norm- und Wertvorstellungen eingebettet bzw. von ihnen geprägt waren,
- b. dass die Äquikomplexitätsannahme vom Anfang ihrer linguistischen Karriere an weder durch rationale (logische) Argumente noch durch empirische Befunde hinreichend – wenn überhaupt – untermauert war, sowie
- c. dass in der Tat bereits erste einschlägige quantitative Forschungsergebnisse für die interlinguale Variabilität von sprachlicher Komplexität sprechen.

Selbstverständlich kann man trotz inzwischen vorliegender empirischer Befunde keineswegs behaupten, dass die Forschungsproblematik „Variabilität und Wandel von sprachlicher Komplexität“ hinreichend aufgearbeitet wäre. Die wichtigsten Probleme, die in Bezug auf Definition und Messung von Komplexität am dringendsten zu lösen wären, sind oben bereits angesprochen worden. Die wichtigste – und zugleich spannendste – Frage, die sich in diesem Zusammenhang für die Sprachgeschichtsforschung stellt, ist die nach den Prozessen und Bedingungsfaktoren von sprachlicher Simplifizierung und Komplexifizierung. Durch ihre systematische empirische Erforschung kann die Sprachgeschichtsforschung maßgeblich dazu beitragen, dass ein zwar lange thematisiertes, bislang jedoch nie erforschtes, gewichtiges linguistisches Problem von seiner bisherigen ideologischen Ladung befreit, von seinem bisherigen Diskurskontext gelöst wird und durch seine Rationalisierung tatsächlich endlich seiner Lösung näher kommt.

5 Literatur

- Akmaijan, Adrian et al. (1997), *Linguistics. An Introduction to Language and Communication*, 4. Aufl., Cambridge.
- Crystal, David (1987), *The Cambridge Encyclopedia of Language*, Cambridge.
- Dahl, Östen (2004), *The Growth and Maintenance of Linguistic Complexity*, Amsterdam / Philadelphia.
- Dammel, Antje / Sebastian Kürschner (2008), „Complexity in nominal plural allomorphy. A contrastive survey of ten Germanic languages“, in: Matti Miestamo / Kaius Sinnemäki /

- Fred Karlsson (Hrsg.), *Language Complexity: Typology, Contact, Change*, Amsterdam / Philadelphia, 243–262.
- Eckardt, Barbara v. (1995), *What is Cognitive Science?*, Cambridge.
- Girnth, Heiko (2000), *Untersuchungen zur Theorie der Grammatikalisierung am Beispiel des Westmitteldeutschen*, Tübingen.
- Greenberg, Joseph H. (1960), „A quantitative approach to the morphological typology of language“, in: *International Journal of American Linguistics*, 26, 178–194.
- Hockett, Charles F. (1958), *A Course in Modern Linguistics*, New York.
- Kortmann, Bernd / Benedikt Szmrecsanyi (2009), „World Englishes between simplification and complexification“, in: Lucia Siebers / Thomas Hoffmann (Hrsg.), *World Englishes. Problems – Properties – Prospects*, Amsterdam / Philadelphia, 265–285.
- Kortmann, Bernd / Benedikt Szmrecsanyi (Hrsg.) (2012), *Language Complexity. Second Language Acquisition, Indigenization, Contact*, Berlin / Boston.
- Kuhn, Thomas S. (1976), *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, 2., revidierte und um das Postskriptum von 1969 ergänzte Auflage, Frankfurt / M.
- Kusters, Wouter (2003): *Linguistic Complexity. The Influence of Social Change on Verbal Inflection*, Utrecht.
- Maitz, Péter / Krisztián Tronka (2009), „*brauchen* – Phonologische Aspekte der Auxiliarisierung“, in: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*, 76.2, 189–202.
- Maitz, Péter (2012), „Wohin steuert die Historische Sprachwissenschaft? Erkenntniswege und Profile einer *scientific community* im Wandel“, in: Péter Maitz (Hrsg.), *Historische Sprachwissenschaft. Erkenntnisinteressen, Grundlagenprobleme, Desiderate*, Berlin / Boston, 1–27.
- Maitz, Péter / Attila Németh (2014), „Language contact and morphosyntactic complexity. Evidence from German“, in: *Journal of Germanic Linguistics*, 26.1, 1–29.
- Masterman, Margaret (1970), „The nature of a paradigm“, in: Imre Lakatos / Alan Musgrave (Hrsg.), *Criticism and the Growth of Knowledge*, Cambridge, 59–90.
- McMahon, April M. S. (1994), *Understanding Language Change*, Cambridge.
- McWhorter, John H. (2011), *Linguistic Simplicity and Complexity. Why Do Languages Undress?*, Berlin / Boston.
- Mühlhäusler, Peter (2001), „Typology and universals of pidginization“, in: Martin Haspelmath et al. (Hrsg.), *Language Typology and Language Universals*, Bd. 2, Berlin / New York, 1648–1655.
- Nádasdy, Ádám (2012), „A nyelv két serpenyője“, in: *Élet és Irodalom* LVI / 10, 13.
- Sampson, Geoffrey (2009), „A linguistic axiom challenged“, in: Geoffrey Sampson / David Gil / Peter Trudgill (Hrsg.), *Language Complexity as an Evolving Variable*, Oxford, 1–18.
- Sampson, Geoffrey / David Gil / Peter Trudgill (Hrsg.) (2009), *Language Complexity as an Evolving Variable*, Oxford.
- Schleicher, August (1983 [1850]), *Die Sprachen Europas in systematischer Übersicht. Linguistische Untersuchungen*, Hrsg. v. Konrad Koerner, Amsterdam / Philadelphia.
- Shosted, Ryan K. (2006), „Correlating complexity. A typological approach“, in: *Linguistic Typology*, 10, 1–40.
- Sinnemäki, Kaius (2009), „Complexity in core argument marking and population size“, in: Geoffrey Sampson / David Gil / Peter Trudgill (Hrsg.), *Language Complexity as an Evolving Variable*, Oxford, 126–140.
- Stukenbrock, Anja (2005), *Sprachnationalismus. Sprachreflexion als Medium kollektiver Identitätsstiftung in Deutschland (1617–1945)*, Berlin / New York.

- Szmrecsanyi, Benedikt / Bernd Kortmann (2012), „Introduction: Linguistic complexity – Second Language Acquisition, indigenization, contact“, in: Bernd Kortmann / Benedikt Szmrecsanyi (Hrsg.), *Linguistic Complexity: Second Language Acquisition, Indigenization, Contact*, Berlin / Boston, 6–34.
- Trudgill, Peter (2010), „Contact and sociolinguistic typology“, in: Raymond Hickey (Hrsg.), *The Handbook of Language Contact*, Oxford, 299–319.
- Trudgill, Peter (2011), *Sociolinguistic Typology. Social Determinants of Linguistic Complexity*, Oxford.
- Wegener, Heide (2007), „Entwicklungen im heutigen Deutsch – Wird Deutsch einfacher?“, in: *Deutsche Sprache*, 35, 35–62.